

Sonya Walger

SUHRKAMP

ROMAN



LÖWE

Sonya Walger

LÖWE

*Aus dem Englischen übersetzt
von Tanja Handels*

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
Lion bei New York Review Books, New York.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Copyright © 2025 by Sonya Walger

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster

Umschlagfoto: Guy Le Querrec/Magnum Photos/OSTKREUZ

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43314-0

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Für Billie und Jake

LÖWIN

Wie schwer hingegen, die zu sein, die geblieben ist! Die Rosinen eingepackt hatte, aber keine Nüsse, Lippenstift von der Tasse der Klavierlehrerin wischte, Christbaumschmuck in Seidenpapier packte, Laken wusch, Blut stillte, Schwindeleien ertrug und zugeknallte Türen, Aufkleber von den Wänden kratzte, Kämpfe um Sonnencreme und Tischmanieren ausfocht, Betten machte, Läuse auskämmte, jeden losen Saum erst festtackerte und später umnähte, Freundinnen küsste, Verehrern freundschaftlich begegnete, Bücher zurückgab, Autos, Wohnungen und Jeansjacken mit Liberty-Futter organisierte, Läuse auskämmte, sich die Märchenkassette anhörte, die im Kassettenrekorder im Auto klemmte, beim Überm-Klo-Hängen Haare zurückhielt, Schulgebühren zahlte, Tennisstunden zahlte, Flugtickets zahlte, Läuse auskämmte, beim Schaukeln anschubste, Socken paarweise sortierte, Zigaretten erlaubte, Unfreundlichkeit verbot, Koffer packte, Pässe erneuerte, für die zweite Sprache sorgte, das Alphabet aufsagte, Eis anrührte, BHs, Walkman und Hochzeitskleid kaufte, alle Namen lernte und nie wieder vergaß, Kreuzworträtsel, Handtuch und angekauften Kaugummi teilte. Die nie vom Weg abkam, die immer genau da war, wo ich sie zurückgelassen hatte, die nie ein böses Wort über ihn sagte, in seinem Namen Geburtstagskarten schrieb, in seinem Namen log, in seinem Namen einen Menschen großzog.

Und ich schreibe ein Buch über den, der gegangen ist.

Sie sagt, das sei Verrat. Sie sagt, sie habe immer ihr Bestes gegeben. Ich entgegne, ja, das habe sie, aber dieses Buch handele nun mal nicht von ihr, weder im Guten noch im Schlechten. Kein Mensch könne zwei Elternteile in einem sein. Ich entgegne, was ich schreibe, sei kein Dokument ihres Versagens, es gehe überhaupt nicht um Versagen. Es sei ein Buch über Liebe.

Meine Mutter sagt, sie werde es niemals lesen.

Ich werde es trotzdem schreiben.

Ohne sie gäbe es mich nicht.

WEIHNACHTSMANN

Morgen wird mein Sohn sechs, und fünf Tage später wird meine Tochter acht. Für genau fünf Tage im Jahr habe ich also zwei Kinder, die nur ein Jahr auseinander sind. Seltsam beruhigend, diese fünf Tage, ihre Anzahl eine Art Bestätigung dafür, wie schwer die ersten Jahre waren, wie unaussprechlich anstrengend es war, zwei Kinder zu haben, die Windeln tragen, zwei Kinder, die in die Krippe gehen, zwei Kinder, die nachts weinen. Für sie bedeutet der kurze Altersabstand eine Woche des unerbittlichen Wettlaufens um Geburtstagsgeschenke, Geburtstagsfeste, Geburtstagskarten, Liebe. Das stresst die ganze Familie. Wir sind alle erleichtert, wenn es vorbei ist. Heute früh standen wir wieder am Kühlschrank, den Blick fest auf den Ausdrucken für den Monat Februar. Jedes Kind bekommt einen eigenen Monatskalender, den es verzieren und verunstalten kann. Mein Sohn braucht noch weitere Erläuterungen zum Unterschied zwischen *Fest* und *richtigem Geburtstag*. Zum Fest kommen diesmal nur zwei coronagetestete Freunde, die auf einem unfassbar großen aufblasbaren Spielhaus, das mein Mann im Internet aufgetrieben hat, herumklettern, draußen Lego spielen, einen *Star Wars*-Kuchen essen und dabei anderthalb Meter Abstand halten sollen. Wir werden ihn mit Geschenken überschütten, um den Mangel an Freunden, Familie und Festatmosphäre ein bisschen wettzumachen.

Heute allerdings sind die Kinder quengelig, erwartungsvoll,

mitgenommen davon, wie langsam der Tag dahinkriecht. Draußen im Garten schimmert das unfassbar große Hüpfhaus. Es hat einen Hindernisparcours mit einer turmhohen Rutsche und Klettersäulen. Es überragt unser Haus, die Kinder wirken in seiner Weite ganz verloren. Geradezu unanständig einsam sieht es aus, wie es da den Garten dominiert, den kleinen knospenden Kirschbaum überstrahlt und alles, was dem Tag sonst fehlt, scheinbar nur noch mehr betont. Ich gehe den Geburtstagskuchen für meinen Sohn abholen. Grau mit weißen Streifen, klein wie ein Helm, entsetzlich trostlos. Ich bin ernüchtert. Dann fällt mir wieder ein, dass ich ihn ja mit Legofigürchen dekorieren werde, dass der Kuchen nur den Hintergrund bilden soll und ich ihn genau so bestellt habe. Es kommt mir vor wie eine tiefgründige Metapher, aber ich bin viel zu müde, um ihr weiter auf den Grund zu gehen. Benommen fahre ich zurück nach Hause und höre dabei einen Meditations-Podcast. Die Stimme der Sprecherin klingt, als wollte sie mich hypnotisieren. Sie spricht davon, ein Leben des Gewahrseins zu führen. Sie spricht von der Trance eines Lebens auf der Überholspur, davon, wie es uns daran hindere, einfach nur im Hier und Jetzt zu sein, in unserem Körper. Ich überlege, wie alt die Folge wohl ist. Wer führt denn jetzt noch ein Leben auf der Überholspur? Ich lebe im sonnenwirren Schlurfschritt.

Ich bin fünf, sechs und sieben. Fast alle Wochenenden verbringe ich bei meiner Großmutter. Ihr Haus ist weiß, es hat eine knirschige Zufahrt und genug Zimmer für die ganze Familie. Das Sofa ist flauschig dunkel, rotebeterosa, mit dicken goldenen Troadeln daran. Mein Großvater ist grimmig. Er bewahrt seine Zähne in einem Glas auf, guckt mit mir auf dem Schoß Cricket und grummelt, wenn ich lieber die Muppet Show schauen möchte. Das Haus meiner Großmutter ist das Haus, wo sich alle versam-

keln. Im Sommer riecht es dort nach Tennisbällen, nach leicht vergorenem Obstsalat und sanft waberndem Wickenduft. Im Winter riecht es harzig und kalt, und über jedem einzelnen Gemälde im langen Flur hängt ein Ilexzweig. An der Wand die Treppe hoch räkelt sich ein Tigerfell, und unter der Treppe liegt die eisige Toilette mit dem kleinen Sprossenfenster, durch das der Gärtner einmal hereingeklettert ist, um mir zu helfen, weil ich die Tür nicht mehr aufbekam.

Wenn ich am nächsten Wochenende wiederkomme, ist alles noch so, wie ich es zurückgelassen habe. Meine Bücher und Spielsachen wohnen in einer Truhe unter dem Fenster, in dem Zimmer, das meiner Tante gehört, aber eigentlich meins ist. In der untersten Kommodenschublade hat sie ein Schmuckkästchen mit einer Schnur aus orangefarbenen Perlen und dem Foto eines Mannes mit einem langen weißen Bart. Es riecht holzig, alt und fremd. Meine Mutter weint, wenn sie mich dabei erwischt, dass ich mit den Perlen meiner Tante spiele, darum verstecke ich die Perlen und hole sie erst wieder heraus, wenn es dunkel ist. In der Küche steht eine blaue Blechdose, darin sind immer Kekse. Bei Snap oder Memory und allen anderen Spielen verliere ich nie in diesem Haus.

Mein Geburtstag ist im Juni und wird immer im Haus meiner Großmutter gefeiert. Ich bin in Unterwäsche und meinen roten Regentiefeln, weil sich im Sommer bei meiner Großmutter im hohen Gras Ringelnattern verstecken. Es ist heiß, die Grassprenger zischen, der Pool hickst, und meine Freundinnen und ich spielen »Pass the Parcel« im hohen Gras. Wir haben schon kreischend im Wasser geplantscht, jetzt müssen wir Spiele spielen, bis es Kuchen gibt, aber auf einmal steht da unerklärlicherweise der Weihnachtsmann. Er kommt ums Haus herum, als würde er da wohnen. In der Hand hat er eine blaue Blume in einem roten Topf. Er winkt mir zu. Ich bleibe ganz still stehen. Meine Mutter

lächelt, ermuntert mich, auf ihn zuzulaufen. Ich gehe langsam. Meine Gummistiefel schmatzen. Ich habe einen weißen Bauch und rote Stiefel. Er hat einen roten Bauch und weiße Turnschuhe. Hinter mir quieken die anderen Mädchen herum, aber ich bleibe langsam. Er setzt sich auf einen Gartenstuhl, stellt die Pflanze neben sich. Winkt mich heran. Ich spüre, wie sich die anderen Mädchen hinter mir drängeln. Er sieht nicht so aus, wie er soll, aber meine Mutter lächelt. Ich schiebe mich noch ein bisschen näher heran; hinter mir wird geschubst und gequiekt.

»Alles Gute zum Geburtstag«, sagt er und überreicht mir die Pflanze.

Ich nehme sie. Mir hat noch nie jemand eine Pflanze geschenkt. Sie ist buschig, jeder blaue Trieb ein Feuerwerk aus kleinen runden Blüten. Ich überlege, warum er mir eine Blume mitgebracht hat und nichts zum Spielen. Ich fühle mich erwachsen und bin enttäuscht.

»Danke«, flüstere ich.

Er streckt die Arme nach mir aus, und ich setze mich auf seinen Schoß. Sein Gewand ist kratzig und viel zu warm. Er ist dürr wie ein Birkenstamm, nicht kräftig wie ein Weihnachtsbaum. Seine Stimme klingt warm und weich, es liegt Whiskey darin. Er riecht wie mein Großvater am Sonntagabend. Ich kenne diese Haut nicht. Auch die Stimme erkenne ich nicht. Ich will nach oben gehen und unter die Bettdecke kriechen, bis er wieder weg ist. Aber das geht nicht. Immerhin ist das der Weihnachtsmann, er ist mitten im Juni zu meinem Geburtstag gekommen, und das ist etwas Besonderes, wer sonst wird schon am Geburtstag vom Weihnachtsmann besucht, und schau nur, er hat dir eine Hortensie mitgebracht, ist das nicht was ganz Besonderes, und jetzt hängen ihm die anderen Mädchen an den Beinen, er hebt sie hoch und wirft sie nacheinander ganz sachte in den Pool, das Fest geht weiter, und er mischt sich unter die Erwachsenen,

die ach so überrascht tun, den Weihnachtsmann in ihrer Mitte zu haben, es aber im Grunde gar nicht sind. Später bringt er meinen Kuchen nach draußen. Es ist gar kein Kuchen, sondern eine Tarte, die von dicken roten Erdbeeren glänzt. Die Kerzen kippeln in der Vanillecreme und wollen nicht aufrecht bleiben. Ich überlege, ob meine Mutter wohl glaubt, eine Tarte wäre lustiger als ein Kuchen, so wie das eine Mal, als sie geglaubt hat, es wäre lustiger, mich mit einer grün-blau gestreiften Strumpfhose in die Schule zu schicken anstatt mit der üblichen blauen, oder das Mal, als sie meinen Freundinnen und mir erlaubt hat, nicht dem Frisierkopf von Girl's World, sondern stattdessen ihr die Haare zu färben, die sie dann hinterher nicht wäscht und mich mit rosa Haaren von der Schule abholen kommt. Und als ich heule und sie anflehe, schlingt sie sich stattdessen einen Seidenschal um den Kopf, was es bloß noch schlimmer macht. Eine andere Mutter bittet sie, Sonyas Mutter zu fragen, wann Sonya zum Spielen kommen könne. Sie hält meine Mutter für die Nanny. Meine Mutter liebt die Geschichte. Meiner Mutter gefällt es, dass wir vieles anders machen. Mir nicht.

Wir lecken uns den roten Tortenguss von den heißen Händen und wischen sie an unseren Handtüchern ab. Aus dem Augenwinkel sehe ich den Weihnachtsmann im Haus meiner Großmutter verschwinden. Herauskommen sehe ich ihn nicht mehr. Die Geburtstagsgesellschaft löst sich allmählich auf. Meine Freundinnen zwängen sich auf Autorücksitze, krakeelen Abschiedsgrüße von der Auffahrt herüber, die Freunde und Freundinnen meiner Mutter bleiben noch und stoßen in der untergehenden Sonne an. Ein Mann lacht lauthals, und meine Mutter streicht ihm über die Wange. Der Abend wird nass wie ein Handtuch. Ich hocke mich unter die Rhododendronbüsche, die die Wiese säumen, und kratze die glibbrigen Erdbeerreste ab, die noch an den Pappellern kleben. Meine Großmutter klaubt mich aus dem

Blätterdunkel. Sie nimmt mich mit nach oben, badet mich in der Wanne, sie seift mir die Haare ein und schafft es, dass ich nichts davon in die Augen kriege. Und viel später, als ich schon im Bett liege, überlege ich, warum eigentlich der Weihnachtsmann gekommen ist und nicht mein Vater?

ANFANG

Kinshasa. Ich weiß nicht mal, wo das ist. Ich muss es auf der Landkarte suchen.

Mein Vater, der noch nicht mein Vater ist, trifft Ende des Sommers dort ein. Er ist sechsundzwanzig. Er wurde losgeschickt, um einen Deal über den Druck der neuen Geldscheine für die frischgebackene Republik Kongo abzuschließen. Unklar bleibt, wie er an diesen Auftrag gekommen ist, von wem er ihn hat und was ihn überhaupt dafür qualifiziert. Er übernachtet im einzigen Grandhotel der Stadt. Dort gibt es einen Pool, eine Klimaanlage und ein Casino. Dort steigen Reisende aus dem Ausland ab, finden Besprechungen statt, für importierten Alkohol ist gesorgt. In der Lobby langweilen sich die Sexarbeitsrinnen, im Speisesaal warten die Bedienungen. Alle Welt wartet auf irgendwas. Er geht auf sein Zimmer, bestellt sich einen Drink.

»Whiskey«, sagt er, und damit er den nicht in einer Menge gebracht bekommt, die er sich nicht leisten kann, präzisiert er:

»Ein Glas.«

»Comment?«

»Ein Glas. *Un verre.*«

Der französische Akzent meines Vaters geht in seinem argentinischen unter, und er muss seinen Wunsch mehrmals wiederholen. Schließlich steht ein Afrikaner vor der Tür und serviert

ihm eine Flasche Johnnie Walker, einen Kübel mit Eis und ein kleines Stück Butter.

Mein Vater sichert sich den Deal. Geld wechselt den Besitzer. Er wird aufgefordert zu bleiben, bis die Banknoten eintreffen. Mein Vater hat sonst keine Verpflichtungen, und in der Aufforderung schwingt etwas mit, das ihm sagt, er sollte besser gehorchen. Die Kongolesen haben bezahlt, aber die Scheine bleiben aus. Sein Kontakt in Buenos Aires geht nicht mehr ans Telefon, wenn er anruft. Es klingelt und klingelt. Das kongolesische Finanzministerium wartet. Ihm geht das Geld aus. Das kongolesische Finanzministerium verliert die Geduld. Er ist Argentinier und zum ersten Mal im Ausland. Er hat hohe Wangenknochen und lange Glieder. Er steht an der Schwelle zu allem. Im menschenleeren Swimmingpool zieht er seine Bahnen und überlegt, wie in aller Welt das noch enden wird. Er fühlt sich beobachtet. Verbringt immer mehr Zeit in der Lobby, der Hotelbar, im Casino, an Orten, wo er sehen und gesehen werden kann. Er fängt an, Blackjack zu spielen. Eine junge Weiße verwaltet den Spieltisch. Sie hat dunkle Haare und einen Akzent, den er nicht einordnen kann.

»Newcastle«, sagt sie. »Im Norden von England.«

So ungewöhnlich wirkt sie in dieser merkwürdigen Welt, dass ihre Fremdheit sie ganz vertraut erscheinen lässt. Er hat gar keine andere Wahl, als mit ihr zu schlafen. Sie werden ein Liebespaar, heimlich, weil sie das die Stelle kosten kann. Er erzählt ihr von seiner Zwangslage, dass er hier festsitzt und auf Geldscheine warte, die nicht einträfen, dass ihm die Sache über den Kopf gewachsen sei und er keinen Ausweg wisse. Sie steckt ihm ein paar Jetons zu, damit erkaufte er sich eine weitere Woche. Wenn ihre Schicht zu Ende ist, fährt sie mit dem Angestelltenaufzug hoch in sein Zimmer. Eines Abends spielt ein Grüppchen Kongolesen an ihrem Tisch. Sie versteht, was sie reden, hält ihre Miene so

neutral wie eine Kreuz-Zwei. Später kommt auch mein Vater dazu. Sie sieht nicht einmal zu ihm hin, aber als die Partie zu Ende ist, schiebt sie ihm einen Stoß Jetons zu, die er nicht gewonnen hat.

»Flieh«, flüstert sie.

Er tauscht die Jetons ein, lässt sich an der Rezeption seinen Pass aushändigen und verlässt das Hotel mit nichts als den Kleidern, die er am Körper trägt. Mit einem Taxi fährt er direkt zum Flughafen. Er nimmt den nächsten Flug in ein spanischsprachiges Land, den er kriegen kann.

Am nächsten Morgen landet er in Madrid.

Meine Mutter geht im Alter von fünf Jahren von zu Hause fort. Ihre Eltern sind englische Kolonialbeamte. Sie leben in Ostafrika und schicken ihre vier Kinder allesamt in England aufs Internat. Meine Mutter übersteht die Reise nur, weil sie sich um ihre jüngste Schwester kümmern muss, die erst drei ist. (Bis heute arbeitet meine Mutter als Kindergärtnerin, als wäre sie vom Schicksal dazu bestimmt, in alle Ewigkeit dieses verlassene Kind bei seinem Übertritt ins Bildungssystem zu beschwichtigen und zu trösten.)

Sie ist sechzehn. Und hat genug vom Internat, genug davon, zu tun, was man ihr vorschreibt. Ihre Eltern sind nach England zurückgekehrt, sie lernt zu Hause für ihre Prüfungen. Meine Großmutter, die sich Vorwürfe macht, weil sie so viel von der Kindheit ihres Nachwuchses verpasst hat, und dankbar ist, am Leben ihrer Tochter teilhaben zu dürfen, hilft ihr dabei. Gemeinsam deklinieren sie unregelmäßige französische Verben, lesen Tolstoi und García Lorca.

Meine Mutter wird an der Universität von Madrid angenommen, um dort Spanisch zu studieren. Sie ist überglücklich. Sie ist achtzehn.

Eine Cousine bietet ihr ein Zimmer in ihrer Madrider Wohnung an. Sie zieht bei der Cousine ein, startet ihr Studium, sucht sich eine Nachmittagsstelle als Übersetzerin. Sie ist schüchtern, strahlend, auf dem Weg zur Frau. An Weihnachten fliegt sie nach Hause, gähnend vor Erschöpfung von all der Unabhängigkeit. Sie ist randvoll von Spanien und ihrem Studium. Meine Großeltern schenken ihr einen Gebrauchtwagen, einen kanariengelben Mini, den sie ganz langsam durch einen Schneesturm über die Pyrenäen bis nach Spanien steuert, meine Großmutter zur Gesellschaft neben sich. Es dauert Tage. Als sie in der Wohnung ankommen, die sie einen Monat zuvor verlassen hat, findet sie ihr Zimmer belegt vor.

Sie hat gewusst, dass er dort sein wird. Nach Weihnachten hatte die Cousine ihr geschrieben, ein Freund der Familie brauche ihr Bett während der Ferien, er sei aber längst weg, wenn sie wiederkomme. Den Brief hat sie zusammengefaltet und niemandem davon erzählt, sich aber überlegt, wer dieser Mensch wohl sein mag, der da in ihrem frischbezogenen Bett schläft, ihre Kleider im Schrank hängen sieht, ihre langen Ketten rund um den Spiegel. Beiläufig hat sie das überlegt und es dann wieder beiseitegeschoben. Jetzt aber, als sie vor der Wohnung hält, den Koffer die Treppe hochschuckelt, ihre Mutter gleich hinter sich, den Schlüssel ins Schloss steckt, Licht macht, im Flur über ein Paar Männerchuhe stolpert, ein Männerhemd auf dem Boden sieht, die Dusche prasseln hört, da flackert das Gefühl in ihr auf: Jetzt, genau jetzt fängt mein Leben an.

Mein Vater verbringt die Weihnachtstage in Madrid. Seine Familie hat Familie hier, eine entfernte Cousine mit einer Wohnung und einem Zimmer, das über die Feiertage leer steht. Er hält sich zurück, hat Angst, mit irgendwem Kontakt aufzunehmen, damit keine Nachricht nach Kinshasa dringt. Er lebt von Rotwein und Tapas, erhebt sich anmutig von seinem Tisch drau-

ßen vor dem Lokal und verflüchtigt sich im Abenddämmer, ohne zu zahlen. Er wartet auf Geld, von seinem Arbeitgeber, von seinen Eltern, auf Nachrichten aus dem Kongo, auf seinen nächsten Schritt, was der auch immer sein soll. Er ist mit einem Paukenschlag von zu Hause fortgegangen, mit einem exotischen Job in der Tasche und der Prophezeiung einer Wahrsagerin im Ohr, ihm stehe Großes bevor. Er ist nicht bereit zu scheitern. Und er hat keine Ahnung, was er weiter tun soll.

Den Heiligabend verbringt er im Kino. Er kehrt in die geborgte Wohnung zurück, kramt halbherzig in den Schubladen. Zwischen der Unterwäsche der Cousine findet er ein Bündel Pesos. Er streicht ein paar Scheine glatt, steckt sie ein, zieht sorgfältig wieder das Gummiband darum. Er macht sich eine Flasche Wein auf, schaltet das Radio ein. Die Kleider in seinem Zimmer wiegen sich. Sie duften nach der Frau, in deren Bett er schläft. Er versprüht ihr Parfüm. Es ist ihm längst vertraut. Familienfotos in Kunststoffrahmen, ein hochgewachsener Vater in Uniform, eine elegante, stille Mutter mit sehr direktem Blick. Ein Bruder mit offenem Lächeln, zwei Schwestern, die eine befangen, mit rundem Gesicht, die andere, blond, reckt ihre Zunge der Welt entgegen. Lange Ketten und ein Schälchen mit goldenen Ohrringen. Ein Stapel Bücher neben dem Bett und im Nachttisch blaue Luftpostseiten in eleganter Handschrift. Er zieht die Briefe hervor, lässt sich rücklings aufs Bett sinken und liest sie.

»Geliebtes Kind«, beginnt der Brief, und unterschrieben ist er mit »Mum«. Von Dad kein einziger. Zwei von einer jüngeren Schwester und einer von einem Mädchen namens Susie, die darin Jungs mit dermaßen englischen Namen beschreibt, dass er sich gleich wieder wie ein Ausländer fühlt.

Seine Manschettenknöpfe klippeln jetzt zu ihren Ohrringen in das Schälchen. Seine einzige Krawatte baumelt zwischen ihren Ketten. An der Rückseite der Tür hängt ihr Bademantel, hell-

rosa, verziert mit blau blühenden Zweiglein. Er probiert ihn an. Der Bademantel spannt an seinen Schultern. Er fasst in die Tasche, zieht ein sorgsam eingewickeltes Stück angekauften Kaugummi hervor und ein gelbes Haargummi. Er macht sich einen Espresso und zieht eins ihrer Bücher aus dem Regal. Ein chilenischer Dichter, der berühmteste, durchdrungen von Liebe und Sehnen. Mit ernsthafter Genauigkeit unterstrichen. In einer abgegriffenen Ecke eine hingekritzelte Madrider Telefonnummer. Er greift zum Telefon, wählt die Nummer. Nachdem es ein paar Mal geklingelt hat, meldet sich ein Mann. Er legt auf, wirft das Buch in den Mülleimer. Denkt darüber nach, die andere Engländerin anzurufen, die er kennt, die aus Kinshasa. Er denkt darüber nach, welches Risiko sie eingegangen ist, als sie ihn zur Flucht aufforderte. Er ruft sie nicht an.

Lange bevor sie eintrifft, ist er schon verliebt in sie. In die blonden Haare, die sich in der schwarzen Bürste kringeln. In den sauberen Duft ihres Shampoos. In die Pelzkappe an der Innenseite der Tür, in die Sorgfalt ihrer rundlichen Handschrift und in das große weiße Haus, vor dem ihre Eltern stehen. Sie ist jemand. Sie gehört zu einer Welt, die verlässlich ist und ganz am richtigen Ort. Sie riecht nach Geld. Nicht nach Reichtum, nicht nach Verderblichem, aber nach einem guten Auskommen. Alles an ihr ist auskömmlich. Und so schließt er, als er aus der Dusche gleitet und im Nebenzimmer Frauenstimmen hört, kurz die Augen, fährt sich mit beiden Händen durch das nasse Haar, wischt den beschlagenen Spiegel ab, um sich zu mustern, rückt das Badetuch zurecht und denkt sich: Jetzt, genau jetzt fängt mein Leben an.

Meine Großmutter bleibt noch eine Woche. Wo, weiß niemand mehr. Fest steht aber, dass weder meine Mutter noch mein Vater ausziehen. Mein Vater hat nichts zu tun, wird nirgendwo erwartet. Es ist, als hätten die Götter ihn erschaffen und im Wohn-

zimmer meiner Mutter abgesetzt. Er ist schön, weltläufig, bemüht. Sie ist achtzehn, unerfahren, eine Taube. Locker, leichtfertig und erstaunlich schnell lenkt er ihren zitronenbonbongelben Mini. Er fährt sie zu den Seminaren, zur Arbeit, zum Abendessen. Es ist berauschend. Sie muss wohl geglaubt haben, das Leben würde immer so weitergehen.

Dann kehrt die Cousine zurück, mürrisch, verzweifelt und eifersüchtig. So war das nicht geplant. Der charmante Argentinier, der gute Freund ihres Bruders, soll sich doch nicht in ihre Mitbewohnerin verknallen. Sie schaut zu, wie die beiden einander Kaffee kochen, sich wieder zurück ins Bett stehlen, ihr Kichern unterdrücken. Dann schallt nur noch Stille aus dem kleinen Gästezimmer. Sie geben sich Mühe, sie einzubeziehen – komm doch mit uns essen, mit uns spazieren, mit uns ins Kino. Sie zuckt die Achseln, fern und versteinert vor Eifersucht. Die beiden stürzen sich befreit in das eisige Maul des Madrider Winters.

Drei Monate später ruft meine Mutter meine Großmutter an, um ihr zu erzählen, sie seien verlobt.

Meine Großeltern bitten sie, nach Hause zu kommen. Nach nicht einmal zwei Trimestern lässt sie die Uni, ihre Stelle und die Wohnung sausen, und sie fahren zusammen nach England. Sie schaffen es in der Hälfte der Zeit, die sie vor nicht einmal drei Monaten gebraucht hat, denn jetzt sitzt mein Vater am Steuer und wartet ungeduldig darauf, dass sein neues Leben endlich anfängt.

Bei meinen Großeltern eine zurückhaltende Begrüßung. Getrennte Zimmer. Ein freundliches Abendessen. Mein Großvater führt meinen Vater ins Wohnzimmer. Setzt sich in seinen Sessel und winkt meinen Vater zu sich an den Kamin. Mein Vater sieht sich nach einem Stuhl um, entdeckt aber keinen und zieht sich stattdessen einen Hocker heran. Er setzt sich zu Füßen meines Großvaters und wartet ab.